Eine Todsünde.

Roman von H. Conway.

(Fortsetzung.)

Er betrat das Zimmer mit dem Gebahren eines Freundes und verbreitete alsbald einen scharfen Tabaksgeruch um sich. Des Mädchens Hand fassend, behielt er sie in der seinen, bis sie dieselbe sanft, aber entschieden zurückzog.

„Nichts Neues?" fragte er.

„Nichts," erwiderte sie. „Kein Brief, und wieder ein Tag vorbei. Fast drei Wochen sind's, seit er fort ist—und er versprach doch, in spätestens zwei Tagen zurück zu sein. Was soll ich thun?"

„Am besten ist's, zu warten und zu hoffen. Es wird schon Alles in Ordnung sein. Wenn es einen Menschen gibt, der sich in Acht zu nehmen weiß, so ist es John Boucher."

„Aber drei Wochen mich allein zu lassen, ohne ein Wort! Er muß todt sein."

„Nicht im Mindesten!" sagte Manders mit einer Art plumper Leichtfertigkeit. „Vielleicht ist er gar wieder hinüber nach den Vereinigten Staaten!"

Das Mädchen warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Sie, der Sie ihn Ihr ganzes Leben lang kennen, denken so etwas von ihm!" Sie wandte sich ab und blickte in's Feuer.

„Es muß etwas geschehen," sagte sie bald darauf; „ich muß annonciren oder mich an die Polizei wenden. Wie kann ich weiter in dieser Sorge leben? Wie kann ich auch weiter hier leben, ohne alle Freunde außer Ihnen?"

„Ich würde noch eine Woche warten," sagte er ernster. „Sehen Sie, Frances, Ihr Vater mag seine Gründe haben, fern zu bleiben; ich würde weder annonciren, noch die Polizei ihm auf die Fersen jagen."

Vielleicht mißfiel es Herrn Manders nicht, als alleiniger Beschützer des schönen Mädchens aufzutreten.

Sie sprach nichts weiter, und blickte nur in's Feuer mit bewölkter Stirne. Ihr Gefährte schritt durch das Zimmer und schlug einige Akkorde mit festem, sicherem Anschlag auf dem Piano an. Dann warf er sich in die Brust, und die Melodie einer beliebten Opernarie ertönte in dem kleinen Gemache.

Beide—sowohl Frances Boucher wie auch George Manders, besaßen die Gabe der Musik, die dem Armen wie dem Reichen in den Schooß fällt. Denn die Muse beachtet nicht die Stellung der Menschen, wenn sie ihr reiches Füllhorn über sie ausleert. Sie hatten beide Stimme, und die Musik war das hauptsächlichste Bindeglied zwischen ihnen. Beide hatten den Ehrgeiz, als Sänger Vermögen und Ruf zu gewinnen; aus diesem Grunde hatte George Manders Vater und Tochter über den Ozean begleitet, und da er sie sein ganzes Leben hindurch gekannt hatte, wie Frances eben gesagt, hatte er auch seine Wohnung im Parterre des Hauses genommen, in dem sie wohnten.

Während er sang, hörte sie augenscheinlich mit großem Interesse zu; dann verdunkelten sich ihre Züge. Als der Sänger geendet hatte, blickte er sie fragend an.

„Oh George!" sagte sie, seinen Blick beantwortend, und in freundlicherem Ton als bisher, „seien Sie mir nicht böse, aber es fehlt etwas—etwas, das Jedem durchaus unentbehrlich ist, der ein großer Künstler werden will."

Böse oder nicht, er stand auf, schlug heftig den Deckel des Klaviers zu und näherte sich ihr.

„Vermuthlich der alte Fehler—ohne Gefühl, Ausdruck, Seele, wie Sie es nennen?"

Ihr Schweigen kam einer Zustimmung gleich. Er trat noch näher heran und seine Augen leuchteten.

„Frances, Sie wissen, was eine gewaltige Veränderung in mir hervorbringen, was mich zum Sänger machen würde. Schenken Sie mir Ihre Liebe. Bedenken Sie es noch einmal—gewähren Sie mir meine Bitte."

Es bedurfte keiner Erwiderung in Worten. Die Züge, in die er so verlangend blickte, sagten zur Genüge, daß seine Wünsche hoffnungslos seien. Ihre Stimme zitterte nicht, als sie sagte: „Ich kann nicht. Warum bereiten Sie mir und sich selbst Schmerzen, indem Sie Unmögliches verlangen?"

Er sagte nichts weiter, aber wandte sich ab mit einem düsteren, bösen Blick auf seinem schönen Gesicht. Seine Hand berührte die Thür, als diese sich öffnete und das Mädchen den „Musiklehrer" meldete. Das Mädchen wollte nicht unhöflich sein, aber Signor Coligno war ein Name, den sie niemals zu ihrer Befriedigung aussprechen konnte.

Signor Coligno, ein richtiger Italiener mit wallendem, dunklem Haar und schwärmerisch blickenden Augen, trat ein. Manders grüßte kaum, sah ihn mürrisch an und verließ das Zimmer.

„Guten Morgen, cara Signora," sagte der Lehrer, „was haben Sie dem jungen Manne gethan? Er sah aus wie lauter Gewitterwolken."

Miß Boucher begrüßte ihn, antwortete jedoch nicht auf seine Frage.

„Er glaubt," fuhr der Lehrer fort, „daß er einstmals singen wird, dieser junge Mann; aber das wird er niemals. Sie werden erwidern, daß er Stimme habe. Was ist Stimme? Gar nichts! Aber Sie, Sie werden singen. Sie werden die Welt einstmals im Sturm erobern. Nun an die Arbeit."

Er setzte sich an das Klavier, und die nächste halbe Stunde hindurch erfüllte des Mädchens prachtvoller Sopran das Zimmer mit seinem Wohlklang, bis der benachbarte Miether—ein gebildeter, junger Mann aus dem Bankfach, den eine starke Erkältung zwang, das Zimmer zu hüten—sein Ohr an die Wand drückte und mehr und mehr danach verlangte, mit seiner begabten Nachbarin bekannt zu werden. Ja, Frances Boucher konnte singen.

Aber aus George Manders würde niemals ein Sänger werden. Außer dem gänzlichen Mangel an Ausdruck in seinem Vortrag, bedauerte Frances sogar, erkennen zu müssen, daß seine Stimme seit ihrer Ankunft in England verloren hatte. Seine Lebensweise mochte wohl etwas Schuld daran sein; denn ein Mann, der ein großer Sänger werden will, muß enthaltsam und zurückgezogen leben, wie ein Heiliger oder ein Anachoret.

Daran erinnerte aber sein Leben durchaus nicht. Wir brauchen ihm nicht zu folgen, als er jetzt leidenschaftlich fortstürmte, oder danach zu fragen wie er den Tag und die Nacht verbrachte.

Jedenfalls war es halb acht Uhr Morgens, als er die Thür von Nr. 72 öffnete und heimkehrte.

Er mochte viel getrunken haben während seiner Abwesenheit, aber jetzt war er ziemlich nüchtern, wenn auch die Zeichen einer unmäßigen Lebensweise unverkennbar an ihm waren. Die Magd war längst auf ihrem Posten, aber sie hatte noch nicht den Briefkasten an der Hausthür geleert. Manders nahm die Postsachen heraus, fand einen an seine Adresse gerichteten Brief und zugleich ein dickes Packet für John Boucher. Dieses nahm er, ohne zu wissen warum, mit auf sein Zimmer, und nachdem er es auf den Kamin gelegt, warf er sich auf sein Bett und schlief einige Stunden.

Er war jung und kräftig, daher erwachte er gestärkt und verzehrte sogar ein reichliches Frühstück. Späterhin wollte er Frances aufsuchen und ihr den an den abwesenden Vater gerichteten Brief übergeben; aber seine Neugierde wurde gereizt durch die Größe und Schwere des Packets, welches er untersuchte und auf dem er den Poststempel Newham bemerkte.

„Was wohl zum Teufel aus Boucher geworden ist?" sagte er vor sich hin, dann dachte er an Frances und ihre entschiedene Abweisung seiner schönen Person, und knirschte mit den Zähnen. Dann blickte er von Neuem auf das Packet mit immer wachsender Neugier.

„Am besten wär's, ich öffnete es," sagte er, „es könnten Geschäftssachen sein—Boucher würde sicherlich wünschen, daß ich in seiner Abwesenheit seine Interessen wahrnehme." So öffnete er es denn—sich aber dennoch nicht ganz berechtigt zu dieser Handlung fühlend, lüftete er vorsichtig den gummirten Deckel, so daß er mit einiger Vorsicht wieder geschlossen werden konnte.

Innen befand sich ein zweites Kouvert, doch zögerte er nun nicht länger, auch dieses mit derselben Vorsicht zu öffnen. Und jetzt ward er belohnt durch den Anblick der oben beschriebenen Brieftasche.

Er klingelte, ließ den Frühstückstisch abräumen und begann alsdann seine Nachforschungen. Er zog sämmtliche Papiere aus der Brieftasche, und das erste, was ihm in die Augen fiel, war Farmer Davis' Zettel. Derselbe verblüffte ihn außerordentlich. Wie konnte John Bouchers oder James Bouchers Brieftasche an einem Orte Namens Redton, den er niemals hatte nennen hören, aufgefunden worden sein. Hernach entfaltete er andere Blätter und fing an, sie durchzustudiren.

Ein halber Foliobogen war betitelt: Auszug aus dem Testament von Robert Bourchier, von 1807 datirt, dann folgten die von uns schon erwähnten Worte des Erblassers in Bezug auf die Hinterlassenschaft von Redhills. Ferner eine Abschrift des Testaments von James Bourchier von Newham, der in wenigen Zeilen sein ganzes Besitzthum, worunter auch die Besitzung Redhills, deren rechtmäßiger Eigenthümer er selbst war, seinem Sohne John Bourchier, gewöhnlich Boucher genannt, vermachte. Dann kamen eine Menge schmaler Streifen Papier, Scheine über die Trauung von James Bourchier und Mary Williams, 1831; über die Geburt von John Bourchier 1833; über die Trauung von John Bourchier und Frances Vincent, 1854; über die Geburt eines Digby Bourchier im Jahre 1855; über die Geburt einer Frances Bourchier 1856, und den Tod des oben genannten Digby, dem Söhnchen von John Bourchier und Frances, seiner Gattin, im Jahre 1856. Diese letzten vier Atteste waren von dem statistischen Bureau zu New York ausgestellt. Noch ein Schein war vorhanden, und zwar über die Trauung von Digby Bourchier und Jane Dyer im Jahre 1808. Wohl durfte John Bourchier, als er in jener Unglücksnacht im Besitz dieser Papiere den Eisenbahnwagen betrat, Herrn Philip Tremaine Bourchier versichern, daß die Angelegenheit zu einfach sei, um des Rathes eines Advokaten zu bedürfen.

Denn trotz gewisser Spitzfindigkeiten sind Gesetz und gesunder Menschenverstand ein und dasselbe. Niemand konnte den Sinn dieser Dokumente mißverstehen—und George Manders verstand sie. Aber selbst wenn seine Intelligenz nicht dafür ausgereicht hätte, so würde ihn der Inhalt des letzten Blattes belehrt haben müssen. Es war ein Brief vom August des laufenden Jahres und James Bourchier gezeichnet.

„Mein lieber Sohn! Ich richte diese Zeilen, wie ich glaube, von meinem Todtenbett an Dich, es heißt ja, daß die Freude zu tödten vermag wie der Schmerz. Du wirst errathen, was ich meine—was ich endlich entdeckt habe. Ich fühle mich zu schwach, um Dir auseinander zu setzen, in welch' wunderbarer Weise meine Schritte in die richtige Bahn geleitet wurden. Ich kann Dir nur sagen, daß, wenn Du zurückkehrst und mich todt finden solltest, mein hiesiger Bankier Dir ein gesiegeltes Packet übergeben wird, welches endlich alles Erforderliche enthält—das letzte dort befindliche Blatt ist der Trauschein meiner Eltern. Kehre gleich nach Hause zurück. Ich bin der unangreifbare Eigenthümer des Herrensitzes. Oh, daß Dein kleiner Sohn gelebt hätte! Aber Du bist jung, mein Sohn, und kannst wieder heirathen."

Es folgte ein Postskriptum in sehr schwacher Schrift.—

„Für den Fall eines Unglücks—sie wurden getraut am 15. Februar 1808 in der Kirche zu W.-Cornwall."

Der junge Mann las den Brief mehrmals durch. Er brachte die Blätter in chronologische Ordnung und konnte schließlich so weit wie möglich die Situation überblicken. Es war klar, daß John Boucher zu irgend einem Besitzthum berechtigt war, ob groß oder klein, war nicht ersichtlich. Es war merkwürdig, daß Boucher ihm gegenüber von der Angelegenheit niemals gesprochen; doch wie uns bekannt, glaubte Boucher niemals an die Forderung. Er sympathisirte mit seines Vaters Wunsch, dessen Legitimität zu beweisen, hatte aber nicht das gleiche Vertrauen zur Sache. Ob wohl Frances davon weiß? war Manders nächster Gedanke. Wenn dies der Fall, hatte sie dasselbe Stillschweigen bewahrt wie ihr Vater. Alsdann: wo befand sich Boucher? Der Gedanke, daß seine Abwesenheit mit jener Forderung zusammenhängen könne, durchkreuzte seinen Sinn. Wäre ihm etwa übel mitgespielt worden? Und falls er todt, gingen seine Ansprüche auf seine Tochter über?—und als George Manders an ihr schönes Antlitz dachte, ihm gegenüber so ruhig und kalt, fluchte er seiner Ohnmacht, ihre Liebe zu gewinnen, denn so schlecht er war, bewunderte und liebte er sie.

Es dauerte lange, bis er sich entschließen konnte, bestimmte Schritte zu thun. Endlich zog er ein Blatt Papier hervor, notirte Namen und Datum, legte die Brieftasche in ihre Hülle zurück und verschloß sie, nachdem er sie versiegelt hatte. Hierauf klingelte er.

„Fragen Sie Miß Boucher, ob sie mich empfangen will," sagte er zu dem Mädchen.

„Ach Gott, Herr, das Fräulein ist ja vor einer Stunde ausgegangen; haben Sie es nicht gehört?"

Nein, dazu war er viel zu vertieft gewesen.

„Können Sie mir ein Kursbuch verschaffen?" fragte er das Mädchen, das seinen Wunsch mit Behendigkeit erfüllte, denn er war ein hübscher, junger Mann und den weiblichen Dienstboten gegenüber nicht eben zurückhaltend.

„Ich verreise heute Abend; vielleicht bleibe ich einige Tage fort. Falls Miß Boucher bis zum Abend nicht zurück ist, werde ich ein Billet für sie hinterlassen."

Er nahm den Schnellzug der Westbahn. Blacktown war sein Ziel; der Stempel des inneren Kouverts diente ihm als Führer. Als Frances zurückkehrte, fand sie seine Zeilen. Er sagte ihr darin, daß er auf zwei bis drei Tage fort müsse, bedauerte, daß er sie zu verlassen genöthigt sei, während sie um das Schicksal ihres Vaters in so großer Sorge sei, und schloß mit einigen leidenschaftlichen, aber nicht schlecht gewählten Worten, indem er sie bat, die ihm gestern gegebene Antwort noch einmal in Erwägung zu ziehen. Hätte er beobachten können, mit welcher Seelenruhe sie seine flehenden Zeilen durchlas, würde George Manders jede Hoffnung aufgegeben haben. Er that ihr leid, aber sie kannte seinen Charakter und dessen Schwächen so gut, daß Liebe zwischen diesen beiden Menschen eine Unmöglichkeit war.

Manders schlief in jener Nacht in Blacktown. Er erfuhr leicht, wo Redton lag, und der nächste Morgen fand ihn wartend an Steeford-Junction, wie einstmals John Boucher dort gewartet hatte. Derselbe Träger war im Dienst; in derselben stereotypen Weise fertigte er die klagenden Passagiere ab, als Manders zu ihm trat, in der Absicht, nun genauere Erkundigungen einzuziehen.

„Wo liegt hier Redhills?"

Der Mann zuckte zusammen, wie wenn er angeschossen wäre. „Das muß ich mir ausbitten," antwortete er feierlich, „kommen Sie mir nicht mit diesen unglücklichen Fragen, ich mag sie nicht beantworten."

„Was meinen Sie denn, in des T . . . . s Namen?" sagte Manders, dessen Sprechweise es nicht an Kraftausdrücken fehlte.

„Ich meine, daß mir vor drei Wochen so ein Kunde dieselbe Frage vorlegte, und nun ist er todt und begraben."

Nun war es an Manders, zusammenzuschrecken; wer war der Mann, der vor drei Wochen den Weg nach Redhills zu erfahren suchte?

„Was für ein Kunde?" fragte er.

Der Träger nahm seine Mütze ab und rieb sich die Stirn. „Das ist's ja eben, ich hielt ihn für einen braven, offenherzigen Kerl. Es scheint aber, ich habe mich getäuscht. Hier an derselben Stelle saß er, auf demselben Karren; er lachte und plauderte mit mir, schnitt Tabak ab und gab mir ein Stück. Hier ist es noch," fügte der Mann hinzu, die Reliquie mit einer Art von Stolz hervorziehend. Manders nahm es in die Hand. Es war von der Sorte, die John Boucher immer rauchte.

„Weiter," rief er mit Ungeduld.

„Es scheint, daß es doch nicht so mit ihm seine Richtigkeit hatte; Mr. Bourchier, Parlamentsmitglied, nahm ihn mit nach Redton—unterwegs versuchte der Kerl, Mr. Bourchier zu berauben und umzubringen. Dafür hat dieser ihn aber auch mausetodt geschossen."

Manders vermochte kaum seine Aufregung zu bemeistern.

„Wen todtgeschossen—Mr. Bourchier?" fragte er.

„Nein, Mr. Bourchier war's, der den Kerl, der kurz vorher hier gesessen, todtgeschossen hat."

Manders' Hände zitterten; alle möglichen Gedanken durchkreuzten sein Hirn. „Wer war es denn?" stieß er hervor mit so veränderter Stimme, daß der Beamte ihn anstarrte.

„Niemand weiß es—nichts war vorhanden, um das herauszubekommen. Nicht ein Zettelchen.—Es hat eine Untersuchung stattgefunden, dann kam die Sache vor die Geschworenen, die Sitzung ist eben zu Ende. Mr. Bourchier, Parlamentsmitglied, war des Todtschlags angeklagt und wurde vollständig frei gesprochen."

Manders hörte ihn kaum—die tollsten Gedanken, Vermuthungen und Anschläge durchschossen sein Hirn.

„Wo haben Sie nur gesteckt," fuhr der Beamte fort; „alle Blätter sind voll davon—auch die Londoner Zeitungen, wie ich höre. Ein Anfall auf ein Parlamentsmitglied, das müssen Sie doch gelesen haben!"

„Ich lese keine Zeitungen," sagte Manders kurz. Bald darauf lief der Zug ein, und er bestieg ein Koupee.

In Bracklen stieg er aus. Bis dahin hatte er Zeit gehabt, sich zu fassen—äußerlich wenigstens. Er trat in das Gasthaus und suchte die Wirthin und ihre Tochter für sich zu gewinnen. Einige geschickte Andeutungen erklärten die Ankunft eines so distinguirt aussehenden Fremden, und während er seine Cigarre rauchte und seinen Grog trank, vernahm er noch einmal Alles, was ihm der Beamte in Steeford erzählt hatte, und Manches mehr. Er hörte, wie bedeutend der Herrensitz von Redhills, und welche bedeutende Rolle der Eigenthümer in der Grafschaft spiele. Er hörte sogar von den drei Prozessen, die James Boucher aus Newham gegen denselben geführt, und die Dinge wurden ihm immer klarer und klarer. Mr. Manders stimmte der Wirthin bei, daß es sehr gütig von Mr. Bourchier gewesen, den namenlosen Räuber, der ihm an's Leben gegangen, im Kirchhofe zu Redton auf eigene Kosten anständig beerdigen zu lassen.

„Aber sehen Sie, Herr," sagte die Wirthin, „es muß eben etwas Furchtbares sein, seine Hände mit des Nächsten Blut zu beflecken—und wäre es auch in der Selbstvertheidigung."

„Das muß es," sagte Manders ernst. „Zu welcher Art Menschen gehört Mr. Bourchier?"

„Ein furchtbar strenger Herr, in vieler Beziehung. Es haben sich die Leute darüber gewundert, daß er das Herz habe, den armen Mann begraben zu lassen. Es ist sonst nicht seine Art."

Manders wunderte sich nicht allzusehr. Er hatte ziemlich alles das erfahren, was ihm zu wissen noth that, daher bestellte er sich Pferd und Wagen, um nach Redton zu fahren.

Der Kutscher war ein intelligenter Bursche, der ihn auf alles Interessante unterwegs aufmerksam machen konnte. Er zeigte Manders, wo William der Groom ausgestiegen war, um den kürzeren Weg hinaufzusteigen; ja, er hielt an der Stelle an, wo der Kampf stattgefunden; dann, als sie sich dem Dorfe Redton näherten, wies er hinüber nach der schönen Besitzung Redhills, dessen Eigenthümer Philip Tremaine Bourchier sei; und als nun Manders von Weitem die Größe und Bedeutung des Herrensitzes erkannte, fühlte er sein Innerstes erbeben. „Selbstvertheidigung," murmelte er; „natürlich war es Selbstvertheidigung. Wenn man berechtigt ist, einen Menschen niederzuschießen, der einem die Taschen ausleeren möchte, warum nicht, wenn er einem ein solches Besitzthum wegnehmen will?"

Man sieht, George Manders Grundsätze über Moral und die Heiligkeit eines Menschenlebens standen nicht auf besonders hoher Stufe.

Er fragte den jungen Menschen vorsichtig aus nach Farmer Davis, der auf die Summe von drei Pence einen so unzweifelhaften Anspruch hatte; doch nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, den Mann nicht aufzusuchen, um die Schuld zu entrichten. Er hatte keine Lust, mit mehr Leuten zusammenzukommen, als durchaus nöthig war. Derselbe Grund veranlaßte ihn, nicht wie er zuerst gewollt, in Redton auszusteigen, sondern bis Longmere weiterzufahren. Von dort nahm er den nächsten Zug nach Blacktown. Hier aß er zu Mittag und begab sich dann nach einer Zeitungsexpedition, wo es ihm gelang, die Blätter herbeizuschaffen, welche einen Bericht über den Anfall auf Mr. Bourchier, die Untersuchung und die Geschworenensitzung enthielten, in welcher dieser nach kurzer Verhandlung freigesprochen worden war. Er nahm den Kourierzug nach London zurück und studirte unterwegs alle diese interessanten Berichte, und mit Hilfe aller Dokumente, die in seinem Pulte in Gray Street wohl verschlossen lagen, sah er die Dinge in ganz anderem Lichte, als der Staatsanwalt, die Richter und die Jury.

Wenngleich es spät war, als er Nr. 72 erreichte, dachte er nicht an Ruhe. Er holte noch einmal die Brieftasche hervor, breitete die Blätter auf dem Tische vor sich aus und las sie, fortwährend im Selbstgespräch, immer wieder von Neuem durch. Wer Mr. Manders persönlich kannte, hätte seine Aufregung danach bemessen können, daß er sogar den Tabak und die gewohnten starken Getränke vergaß.

Eigenthümlich war, daß ihn am meisten der amerikanische Schein interessirte, der die Geburt von John Bouchers Kind Digby beglaubigte, des Knaben, dessen Tod durch das nächste Blatt bescheinigt wurde. Er hörte nicht auf, sich vorzusagen: „Digby Bourchier, geboren 1855," und erinnerte sich, daß die Idee, ihr früh dahingeraffte Söhnchen würde ihm ähnlich geworden sein, wenn es gelebt hätte, das warme Interesse von John Boucher und seiner Frau für ihn, den zehnjährigen, frischen, klugen, musikalischen Knaben—George Manders—wachgerufen hatte. So kehrte er denn immer wieder zu diesem Geburtsschein zurück und wiederholte unaufhörlich: „Digby Bourchier, geboren 1855."

Doch dieses Selbstgespräch wurde mitunter durch andere Sätze unterbrochen. „Ob Frances wohl darum weiß?" „Ob ihr Alles einmal zufällt?" „Wird Sie mich heirathen?" Dieses waren die Sätze, welche die Monotonie des Selbstgespräches unterbrachen.

Endlich stand er auf und sammelte die Blätter, die er nun als sehr kostbares Gut unter seinem Kopfkissen barg. „Ich kann nichts bestimmen, bevor ich sie nicht wiedergesehen," war sein letzter Gedanke, als er sich erschöpft auf das Bett warf. „Ob ich als ein redlicher Mann weiterlebe oder als das, was die Leute gemeiniglich einen Schurken nennen, das hängt von der Antwort ab, die sie mir geben wird."

Ein böses Lächeln kräuselte um seine Lippen, selbst dann noch, als sich seine Gedanken schon in Träume verloren.

4. Kapitel.

Die mächtigen Töne des Instruments, welches an Schmelz und Wohlklang nur hinter der Stimme zurückblieb, die es begleitete, schienen das ganze Haus zu erfüllen, als George Manders aufwachte. Sein Kopf war klar und thatbereit, und er verzehrte sein Frühstück mit gesundem Appetit. Er ersuchte das Mädchen, die Thür geöffnet zu lassen, damit Frances Bouchers Gesang noch besser zu ihm dringe. Er war spät aufgestanden, so spät, daß Signor Colignos Unterrichtsstunde bereits vorüber war und er Frances allein wußte. Er lauschte den Tönen über ihm, es überkam ihn eine gewisse Traurigkeit, und er dachte darüber nach, wann diese Stimme ihm wieder ertönen würde.

„Auf alle Fälle," sagte er sich, „ist ihr Erfolg gesichert. In drei Jahren singt sie besser als irgend wer in England."

Manders hatte es an sich, wie viele junge Leute, das Unrecht, welches er zu begehen im Begriffe stand, vor sich selbst zu entschuldigen oder zu beschönigen.

Da George am verflossenen Abend mit seinen Plänen ganz in's Reine gekommen war—vorausgesetzt, daß Frances nicht, wie kaum zu erwarten war—inzwischen anderen Sinnes geworden—fing er an, seine Vorbereitungen [zu] treffen. Sein Erstes war, bei Fr[au] Stacey, der Wirthin, seine Rechnu[ng] für die ganze laufende Woche zu [be]gleichen; und er konnte den Augenbli[ck] nicht besser wählen, da die arme Frau gerade schweren Herzens über einem Mahnzettel der Steuerbehörde grübelte. Alsdann kehrte er in sein Zimmer zurück und packte seine werthvollsten und am leichtesten transportablen Sachen zusammen. Die ganze Zeit hindurch hörte er dem schönen Gesang von oben zu. Als er mit dem Einpacken fertig war, kleidete er sich mit größter Sorgfalt an und ließ Miß Boucher seinen Besuch melden.

Diesmal kam ihm das Mädchen entgegen.

„Schon zurück," sagte sie eifrig, „haben Sie etwas erfahren, George? Das war es, was Sie hinweg führte, nicht wahr?"

Manders war kein schlechter Schauspieler; wie ich bereits erwähnt, verstand er es gut, wenngleich nicht ganz, den Gentleman zu spielen. Er machte große Augen.

„Nein, ich war in Geschäften weg. Ich hoffte eine gute Anstellung zu finden, aber ich ging umsonst. Haben Sie Nachrichten?"

„Keine—ich werde wahnsinnig, wenn das so fortgeht. Es muß etwas geschehen."

„Es ist sehr merkwürdig," sagte er ernst. „Ich bin mehr in Sorgen, als ich zugestehen möchte. Ich fürchte nun wirklich, daß nur der Tod sein langes Schweigen zu erklären vermag."

Sie bedeckte die Augen und schauerte zusammen. In seine nächste Anrede legte er all' die Sympathie, über die er gebieten konnte.

„Frances, Sie werden mir die Frage nicht verübeln—haben Sie einiges Geld für den Augenblick?"

„Zur Genüge," antwortete sie, „und in seinem Pult befindet sich dessen vollauf."

Sie hielt diese Frage für den Ausfluß eines wohlwollenden Gefühls; die nächste erschien ihr anmaßend.

„Was nennen Sie vollauf?" fragte er.

„Oh, etliche Hundert Pfund," antwortete sie kurz.

Er schwieg einen Augenblick, dann wagte er es, ihre Hand zu ergreifen.

„Wenn wir nicht bald etwas erfahren, muß etwas geschehen," wiederholte er. „Ich fürchte, Ihr Vater ist todt. Glauben Sie, daß er sein Testament gemacht hat?"

Sie sah erstaunt zu ihm hin; seine Augen drückten das tiefste Mitgefühl aus.

„Warum solche Fragen stellen? Sagen Sie mir, was Sie wissen—ist er todt?"

„Ich sagte schon, daß auch ich nichts weiter wisse. Aber es müssen bald Maßregeln getroffen werden. Beantworten Sie, bitte, meine Frage."

„Mein Vater sagte mir einmal lachend, daß, falls er sterben sollte, ich in seinem Pult ein soeben von ihm unterzeichnetes Blatt finde würde, wodurch er mir Alles vermacht."

George Manders hatte nun zwei Dinge erfahren, die er zu wissen verlangte, daß Frances flüssiges Geld habe, viel Geld, und daß John Boucher ein Testament hinterlassen. Seine Zukunft mußte sich nun in den nächsten fünf Minuten entscheiden. Wenn Frances nur einwilligen wollte, seine Frau zu werden—welche Zukunft das sein könnte!

Es lag wahre Leidenschaft in seinen Zügen, als er wieder das Wort ergriff.

„Wir wollen ein Duett zusammen singen," bat er.

Es war ein eigenthümliches Verlangen in diesem Augenblick; da sie jedoch sah, daß ihm daran lag, willigte sie ein. Er führte sie an's Klavier.

In diesem Duett sang der junge Mann, wie er niemals zuvor gesungen—wie er niemals später sang. Frances Boucher zweifelte sogar, während seine Stimme sich mit der ihrigen verschmolz, ob sie seine Mittel nicht unterschätzt habe. Sie ahnte nicht, in welcher Aufregung er diese Töne hervorbrachte. Als dieselben ausgeklungen, sprach sie ihm ihr wärmstes Lob aus.

Da faßte er ihre Hand und flehte noch einmal um ihre Liebe, mit einer Leidenschaft, die sie ihm niemals zugetraut hätte. In diesem Augenblick hätte George Manders seine Pläne gern in alle vier Winde gestreut und Frances ohne einen Pfennig genommen, wie sie dastand, ohne Zaudern.

Es sollte nicht sein—so zart und sanft sie es vermochte, sagte sie ihm, daß er niemals hoffen dürfte. Sie wollten Freunde sein und bleiben, wenn er ein- für allemal dies Thema fallen lassen wolle; Manders suchte sich zu fassen, er wußte, daß sein Schicksal besiegelt war.

„So sei es denn," sagte er, „vergessen Sie jedoch nicht, was auch das spätere Leben uns Beiden bringen mag, daß ich Sie heute beschworen habe, mein Weib zu werden."

In seinem Ton, mehr noch als in seinen Worten, lag eine Drohung, die ihr nicht verständlich war. Jede Spur von Leidenschaft war aus seiner Stimme gewichen, als er von Neuem anhub.

„Ich werde mich nun auf eine Weile verabschieden, da ich morgen wieder die Stadt verlasse."

Es lag in seiner Stimme eine so auffallende Veränderung, daß Frances zusammenschrak.

„Oh," rief sie, „Sie wissen mehr als Sie zugeben wollen. Ich sehe es. Sie haben irgend einen Anhaltspunkt. Berichten Sie mir ohne Umschweife! Warum mich in Zweifel erhalten?"

Sie stampfte mit dem Fuß und sprach wie eine Königin.

So charakterschwach sie den Mann kannte, aus verschiedenen Vorfällen, die ihr zu Ohren gekommen waren, wußte Frances doch nicht, daß er schwach gewesen aus freier Wahl, daß er den Versuchungen, welchen alle jungen Leute ausgesetzt sind, unterlegen war, weil er gar nicht den Wunsch hatte, ihnen zu widerstehen. Sie wußte nicht, daß seine List und Geschmeidigkeit ihrem starken Willen überlegen waren und daß, wenn er zögerte und durch ihre Frage erregt schien, er nur für seine eigenen Endzwecke besorgt war.

„Sprechen Sie, sagen Sie mir Alles," wiederholte sie gebieterisch.

Er mußte über noch eins Klarheit erlangen.

„Glauben Sie," fragte er, „daß Ihr Vater möglicher Weise einen Feind in England habe? Irgend wen, dem sein Tod Nutzen bringen konnte, irgend wen, an den er Ansprüche hatte?"

Frances begriff die Frage nicht.

„Wie wäre das möglich?" sagte sie. „Er kennt Niemanden in England. Er verließ die Heimath mit achtzehn Jahren und kehrte niemals dorthin zurück. Aber sagen Sie mir, was Sie entdeckt haben, alle Ihre Vermuthungen, und verbergen Sie mir nichts."

Manders hatte nun die Gewißheit erlangt, daß Frances nichts von den Ansprüchen auf Redhills wisse.

„Ich will Ihnen Alles sagen, was ich vermag," antwortete er langsam. „Ja, ich habe einen Anhaltspunkt—in einigen Tagen werde ich Ihnen mehr sagen. Ich mag in meiner Voraussetzung fehl gehen, aber ich fürchte, mein armes Kind, daß Sie auf das Schlimmste gefaßt sein müssen."

Trotz aller Befehle und Bitten sagte er nichts mehr—und verließ sie bald darauf. Sie hörte eine Droschke vorfahren und sah vom Fenster aus George Manders mit seinem Gepäck einsteigen und fortfahren.

Vier oder fünf Tage hindurch wartete sie in der größten Angst und Aufregung, seine Rückkehr herbeisehnend und die Nachrichten fürchtend, die er bringen würde. Sie war so hoffnungslos, daß sie nicht einmal Signor Coligno empfangen konnte. In ihrer jetzigen Verfassung hatte selbst die Musik ihren gewohnten Reiz verloren.

Endlich erhielt sie einen Brief, in dessen Aufschrift sie Manders Handschrift erkannte. Sie riß ihn auf und las. Derselbe war von Liverpool datirt.

„Meine arme Frances!

Es ist, wie ich fürchtete. Ihr Vater ist todt. Ich habe mich der Thatsache vergewissert; sie steht außer allem Zweifel. Sie werden natürlich wissen wollen, wie und wo er starb. Dies will und werde ich Ihnen nicht sagen. Die ganze Sache ist zu furchtbar. Sie müssen sich mit der nackten Thatsache zufrieden geben. Ich kann nicht erwarten, daß Sie die Gründe, die mich veranlassen, Ihnen nicht Alles zu sagen, begreifen, doch wenn ich hinzufüge, daß ich heute nach Amerika zurückkehre, daß ich meine Aussichten auf eine Zukunft in England aufgebe—einfach, um Sie nicht wieder zu sehen und Ihnen nicht erklären zu müssen, was Sie von mir erzwingen würden, werden Sie einsehen, daß diese Gründe schwerwiegend sind, und—wie ich glaube—überzeugt sein, daß ich in Ihrem Interesse handle. Was werden Sie nun thun? Ich möchte Ihnen rathen, vor Allem Ihre Angelegenheiten in die Hände eines vertrauenswerthen Advokaten zu legen und dann mit dem in Ihrem Besitz befindlichen Gelde auf drei Jahre zum Studium nach Italien zu gehen. Der sichere Erfolg, der Ihrer harrt, wird, ich bin dessen gewiß, Ihren Schmerz überwinden helfen. Leben Sie wohl; wir dürfen uns nicht mehr wiedersehen.

Ihr ergebener

George Manders.

P. S. Ich dringe in Sie, keine Schritte zu thun, das Schicksal Ihres Vaters zu ergründen. Es würde nur große Trübsal Ihrer warten."

(Fortsetzung folgt.)

Unangenehme Huld.

Pferdehändler: „Nun, Silberstein, hat Sie der Baron nicht sofort hinauswerfen lassen, als Sie ihn wegen Zahlung für den Schimmel gemahnt haben?"

Buchhalter: „Wie heißt hinauswerfen lassen? Im Gegentheil, er hat mir sogar gesagt, ich soll nochmal kommen!"

Moderner Freier.

Bankier: „Sie wollen mein Schwiegersohn werden und haben weder Vermögen noch ein Amt?"

Freier: „Eben deshalb. Ihre Tochter wird mir Beides ersetzen."

* * *

Zu faul.

A.: „Ich höre, mein Sohn ist Ihnen aus der Lehre weggelaufen, Meister?"

B.: „Weggelaufen? Sagen wir lieber weggebummelt; zum Laufen ist der junge Mensch zu faul."

Herzleiden geheilt

durch Dr. Miles' Heart Cure.

Ohnmachten, Anfälle von Schwäche oder Hunger, unregelmäßiger oder intermittirender Puls, Herzklopfen, Erstickungsanfälle, Kurzathmigkeit, geschwollene Füße und Knöchel, sind Symptome eines erkrankten oder schwachen Herzens.

Frau A. C. Miller
von Fort Wayne, Ind., schreibt unterm 29. Nov. 1894:

Ich war vierzig Jahre lang mit einem Herzleiden behaftet und litt unaussprechlich. Ich hatte Anfälle von Schwäche und Hunger und mein Herz schlug so stark, der Schmerz war so stechend und quälend, daß ich vor Schwäche und Nervosität nicht schlafen konnte. Ich wurde von mehreren Aerzten behandelt ohne irgendwelche Besserung wahrzunehmen und hatte alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben. Vor ungefähr zwei Jahren begann ich Dr. Miles' Heilmittel zu nehmen. Eine Flasche Heart Cure beseitigte alle Herzbeschwerden und das Restorative Nervine that das Uebrige zu meiner Herstellung. Ich erfreue mich jetzt eines guten Schlafes und komme allen meinen häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten ohne Beschwerden nach.

Zu haben bei Apothekern. Buch frei.
Man adressire:
Dr. Miles Medical Co., Elkhart, Ind.

Dr. Miles' Heilmittel machen gesund.

Nehmet nur die echten.
Rich. Brandt's Schweizer Pillen.
BRANDT's SCHWEIZER PILLEN · APOTHEKER RICH.
Blutreinigend.
Befördern die Verdauung. Bestes Mittel gegen Leber- u. Gallenleiden.
Zu haben in allen Apotheken.

Herz- und Nerven-Krankheiten

können wie jede andere Krankheit geheilt werden, wenn die Behandlung eine richtige ist. Eine prächtige Abhandlung wird gratis überreicht.

Dr. Leonhard
Lincoln, Neb.
Office: 1427 O Straße, Sprechstunden von 2 bis 5 Uhr täglich.

Dr. F L Riser.
kurirt Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten.
Office: 1231 O Straße, Lincoln, Neb

First National Bank.
Ecke O und 10. Straße
Kapital, $200,000 – Ueberschuß, $100,000
Beamte: N S Harwood, Präs. Chas. A. Hanna, Vice-Präs. Frank M. Cook, Kassirer
Verwaltungsrath — N S Harwood, J D Macfarland, R E Moore, Wm M Clark, C W Cook, C F Boggs, Chas A Hanna, F M Cook, J H Ames, John S Carson

J B Wright, Präs. F E Johnson, Vicepräs. E Brown, Kassirer
Columbia Nation'l Bank
1132 O Straße.
Kapital, $200,000.
Direktoren:
J B Wright, F E Johnson, J H Cunningham, W L Dayton, W W Hacker, W E Miller, C E Brown, H P Lau

PATENTS
CAVEATS, TRADE MARKS
COPYRIGHTS.
CAN I OBTAIN A PATENT? For a prompt answer and an honest opinion, write to MUNN & CO., who have had nearly fifty years' experience in the patent business. Communications strictly confidential. A Handbook of Information concerning Patents and how to obtain them sent free. Also a catalogue of mechanical and scientific books sent free.
Patents taken through Munn & Co. receive special notice in the Scientific American, and thus are brought widely before the public without cost to the inventor. This splendid paper, issued weekly, elegantly illustrated, has by far the largest circulation of any scientific work in the world. $3 a year. Sample copies sent free.
Building Edition, monthly, $2.50 a year. Single copies, 25 cents. Every number contains beautiful plates, in colors, and photographs of new houses, with plans, enabling builders to show the latest designs and secure contracts. Address MUNN & CO., NEW YORK, 361 BROADWAY.

"HOLD YOUR HORSES"
WITH THE
WITTMANN SAFETY BIT
Patented July 4th, 1893.

THE ONLY HUMANE SAFETY BIT
In the world that will control any horse.
For Sale by all Harness Dealers.
Write for particulars to
H. WITTMANN & CO.,
LINCOLN, NEB.